Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich

Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich

Band: 81 (2014)

Artikel: Alles nur nicht feldgrau : Schriftstellerinnen und Schriftsteller in der Zürcher Emigration

Autor: Billeter, Nicole

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045723

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Plakat zur Eröffnung der Künstlerkneipe «Voltaire», 1916; Lithografie von Marcel Slodki. (Kunsthaus Zürich)

M. Slodki

Künstlerkneipe Voltaire

Allabendlich (mit Ausnahme von Freitag)

Musik-Vorträge und Rezitationen

Eröffnung Samstag den 5. Februar
im Saale der „Meierei“ Spiegelgasse 1

Garderobegebühr 50 Cts.

Nicole Billeter

Alles nur nicht feldgrau
Schriftstellerinnen und Schriftsteller in der Zürcher Emigration

In Zürich fanden während des Ersten Weltkriegs zahlreiche Künstlerinnen und Künstler, Dienstverweigerer, Deserteure und andere Emigranten eine Bleibe. Die Stadt entwickelte sich zu einem eigentlichen Zentrum der Kriegsgegnerschaft, denn die künstlerischen Persönlichkeiten und Grüppchen waren sich in keiner Sache so einig wie in der Gegnerschaft zum Krieg. Wie Friede zu erreichen und welche Nachkriegsordnung anzustreben sei, darin waren sie sich hingegen so uneinig wie nur denkbar. Die Kriegsgegner stammten vor allem aus den deutschsprachigen Ländern, aus Deutschland oder Österreich-Ungarn, es waren aber auch Vertreter des damals deutschen Elsass zugegen. Daneben gab es eine nicht unbedeutende slawische Kolonie.

Gruppierungen – Individualisten

In Deutschland entwickelten sich neue Kunstformen des Schreibens meist im Umkreis einer bestimmten Zeitschrift, die dann geradezu exemplarisch für die jeweilige Kunstrichtung stand. Dies galt beispielsweise für die 1911 gegründete, einflussreiche Zeitschrift «Die Aktion», die programmatisch verlangte, dass Dichter und Schriftsteller nicht nur Schönes schreiben und Erhebendes dichten sollten. Ihre Aufgabe sei es, die Welt zu erklären und notfalls

auch in die Politik einzugreifen. Zahlreiche junge, dem wilhelminischen Regime kritisch gegenüberstehende Autoren, die im Weltkrieg in Zürich Zuflucht suchten, arbeiteten in der Vorkriegszeit mit der «Aktion» zusammen, so etwa Ludwig Rubiner (1881–1920), der 1915 emigrierte und ab 1917 die Zeitschrift «Zeit-Echo» leitete, Schauspielstücke und Dichtungen schrieb. Nach seiner Auffassung ging es darum, den Krieg raschmöglichst zu beenden und eine Welt zu schaffen, die von egalitärer Solidarität und dem Wegfall von Machtstrukturen gekennzeichnet sein müsse. Seine Frau Frida Rubiner-Ichak (1879–1952) wiederum war eine loyale und für manche Zeitgenossinnen abstossend erbarmungslose Anhängerin Lenins und von dessen Vorstellung der Neuordnung der Welt.

Wie das «Zeit-Echo» orientierten sich die meisten neu entstehenden oder sich neu positionierenden, kriegskritischen Zeitschriften in der Schweiz stark an der «Aktion», so etwa Henri Guilbeaux' «Demain» (Genf) oder René Schickeles «Weisse Blätter» (Zürich). Die Emigranten, darunter Leonhard Frank, René Schickele, Yvan Goll, Claire Studer, Hugo Ball, Emmy Hennings, Frida Ichak, Albert Ehrenstein, Walter Serner, Richard Huelsenbeck und Ludwig Rubiner, blieben der «Aktion» auch im Exil treu. Die Zeitschrift wurde so zum verbindenden Glied vieler Emigrantinnen und Emigranten. Die meisten davon kannten sich persönlich oder dem Ruf nach, ihre Wege kreuzten sich aufgrund von Vorkriegsbekanntschaft oder weil sie nun dasselbe Schicksal teilten. Dennoch blieben die meisten Individualisten und suchten den Kontakt mit Gruppen, Parteien, Verbindungen nur sporadisch.

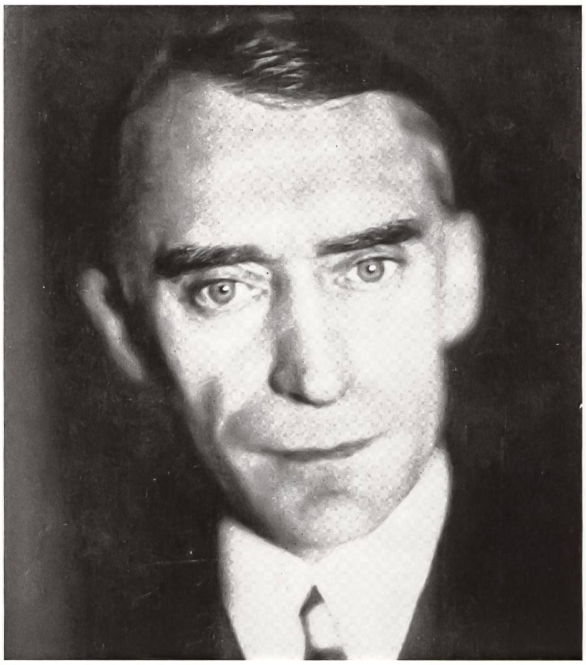
Eine weitere besondere Gruppierung war jene der sogenannten organisierten Pazifisten. Sie waren jene, die schon in den ersten Stunden des Kriegs ahnten, dass sämtliche ihrer schlimmsten Befürchtungen wahr würden. Eine ihrer Vorkriegsikonen war die Schriftstellerin Bertha von Suttner, die mit ihrem pazifistischen Roman «Die Waffen nieder!» (1889) grosse Erfolge feierte und zahllose Menschen auf die Sinnlosigkeit von Kriegen aufmerksam machte. Sie starb hoch betagt nur eine Woche vor dem fatalen Attentat in Sarajevo. Da von Suttners pazifistisches Weltbild als sentimental-weiblich galt und für vernünftig-männliche Argumentation unbrauchbar schien, entschieden sich männliche Pazifisten, ihre Weltanschauung als «organisiert» zu betiteln. Da half es auch, dass Johann von Bloch das mehrbändige Werk «Der Krieg» (1899) verfasste, in dem er mit wissenschaftlichen Argumenten nachwies, dass ein kommender Krieg weltumspannend sein werde, alle vorangegangenen Kriege in den Schatten stellen und im wahrsten Sinn des Worts so verheerend sein werde, dass Europa sich davon nicht wieder erholen könne. Er sagte geradezu prophetisch die Ereignisse des Ersten Weltkriegs voraus, ebenso, dass an seinem Ende Revolten und Umstürze stehen würden.

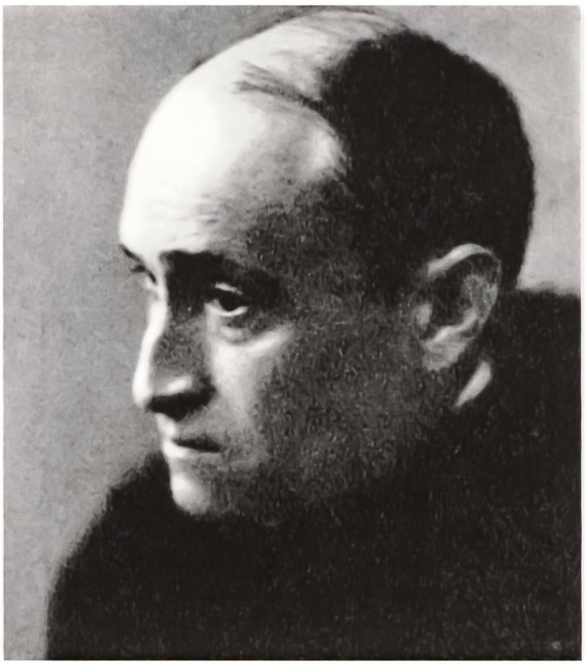
Die Schriftsteller Leonhard Frank und Andreas Latzko. (Rosenberger/Staub: Prekäre Freiheit, Zürich 2002, S. 67 und 71)

Sprachrohr des organisierten Pazifismus im deutschsprachigen Raum war die Zeitschrift «Die Friedens-Warte». Sie wurde 1899 vom nachmaligen Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried (1864–1921) gegründet und geleitet. Er überführte die Zeitschrift im Frühling 1915 in den Zürcher Verlag Orell Füssli, um sie vor der Wiener Zensur zu schützen. In seinem Blatt konnten kriegsgegnerische Autorinnen und Autoren aller Nationen veröffentlichen.

Als wohl bekannteste Bewegung der Kriegszeit in Zürich lag Dada im Schnittpunkt von bildenden Künsten und Schriftstellerei. Selbstverständlich kann einer Kunstbewegung kein «Erscheinungsdatum» zugewiesen werden, weil es immer Vordenkerinnen und Vorläufer gibt, die eine neue Kunstrichtung prägen. Gemeinhin gilt als Startpunkt der Dada-Bewegung der Februar 1916, als Hugo Ball (1886–1927) und seine Partnerin Emmy Hennings (1885–1948) das «Cabaret Voltaire» an der Spiegelgasse 1 eröffneten. In der ersten Zeit des Cabarets war von dem, was man heute gemeinhin als Dada kennt, noch wenig zu spüren. Es ging dem Paar vornehmlich darum, Geld zu verdienen, und es hatte zuvor in Deutschland Erfahrungen im Unterhaltungsbereich gesammelt. Nach seiner Ankunft in Zürich 1915 schlugen sich Ball und Hennings zunächst mit Gelegenheitsarbeiten durch, danach folgte die Phase des «Cabaret Voltaire» und schliesslich schrieb Hugo Ball für die radikaldemokratische «Freie Zeitung» in Bern.

Die meisten Exilierten mochten sich keiner Bewegung ganz verschreiben und galten als Indivi-





dualisten. René Schickele (1883–1940) war Elsässer und befand sich als solcher schmerzlich auf der Feindeslinie Deutschland-Frankreich. Er lebte während des Kriegs zunächst in Zürich, wo er sich hauptsächlich um die Weiterführung der «Weissen Blätter» kümmerte. Diese Zeitschrift war eine der wichtigsten des literarischen Expressionismus. 1913 gegründet, ging sie 1915 in Schickeles Hände über. Sie galt als Schwesterblatt der «Aktion»; entsprechend finden sich in ihr zahlreiche Beiträge von Emigrantinnen und Emigranten. «Die Weissen Blätter» unterschieden sich auffällig von anderen Zeitschriften der Kriegszeit, welche Totengesänge publizierten und den Heldentod auf dem Feld der Ehre oder die Übermacht der eigenen Nation gegenüber den anderen propagierten das «Stahlbad des Krieges» als Erneuerung einer dekadenten Zeit feierten oder, später, einfach zum Durchhalten aufriefen. Die Beiträge in den «Weissen Blättern» klingen ganz anders: Deutsche Schriftsteller äusserten sich positiv über französische, die Autorin Annette Kolb schrieb «Briefe an einen Toten», oder man beschwor die allumfassende Gemeinschaft aller Menschen. Beiträger waren nicht nur deutsche, sondern auch Autoren aus anderen Krieg führenden Staaten wie beispielsweise der Franzose Romain Rolland (1866–1944).

Der Schriftsteller Leonhard Frank (1882–1961) gehörte ebenfalls keiner Gruppe an, seine Bücher sind von Individualität gekennzeichnet. Auch wenn er persönlich den Sozialismus als Lösung für die Nachkriegswelt ansah, sprachen seine damals überaus berühmten Bücher hauptsächlich davon, dass Respekt und Liebe der Welt Frieden bringen würden. Frank war einer der ganz wenigen, der schon 1914 gegen den Krieg war. Er war durch seine Vorkriegserfahrungen so kritisch gegenüber dem deutschen Kaiserreich eingestellt, dass er sich nicht in die patriotische Front einreihen konnte. Die meisten anderen mussten erst mit eigenen Augen sehen, was an den Fronten geschah, Freunde verlieren oder Mechanismen der Propaganda und Zensur wahrnehmen, um zur Kritik fähig zu sein. Sie überwanden den Reflex, für die Heimat einzustehen und sie zu verteidigen. Die meisten sahen sich schliesslich als reine Menschen, die über nationalen Bindungen standen. Sie erhoben sich «Au-dessus de la mêlée», wie Romain Rollands damals bekanntester Artikel betitelt war. Dieser machte den Autor zu einer Ikone der Kriegsgegnerschaft – und zu einem verhassten Gegner der Kriegsbegeisterten.

Ein weiterer Individualist war der Schriftsteller Andreas Latzko (1876–1943), der mit seinen Büchern «Menschen im Krieg» (1917) und «Friedensgericht» (1918) kurzfristig grossen Erfolg verzeichnete. Er verarbeitete seine eigenen Kriegserlebnisse als Offizier und war damit einer der ganz wenigen Exilanten, die den Krieg selbst erlebt hatten. Die an-

deren emigrierten Autoren waren als nicht tauglich erklärt worden, waren dem Einzugsbefehl nicht gefolgt oder hatten sich untauglich schreiben lassen. Es war bekannt, dass man bei bestimmten Psychiatern oder Sanatorien Atteste für psychische Labilität bekommen konnte. Es ist interessant, wie viele Autoren diesen Ausweg nahmen. Nicht alle litten wirklich an einer (psychischen) Krankheit, nahmen aber eher das Stigma der Geisteskrankheit auf sich, als in den Krieg zu ziehen. Sicherlich zutreffend ist, dass sie alle, dünnhäutig, ausserordentlich unter dem Kriegsgeschehen litten.

Die Kriegsgegner brauchten häufig die Metapher von der «kranken Welt», welche dem «Fieberwahn des Krieges» erlag. So schrieb Fried: Der Krieg «ist wie eine planmässig bewirkte Geisteskrankheit, die hervorgerufen wird durch die militärischen Bedürfnisse».[1] Wie anders konnte man sich erklären, dass Millionen von jungen Männern geradezu freudig in den Tod gingen? Dass sie töten und sterben wollten, während sie zu Hause hätten gedeihen können? Dies war auch die Erkenntnis von einem von Latzkos Protagonisten, der als geisteskrank diagnostiziert wird: «Krank sind die andern. Krank sind jene, die mit strahlenden Augen Siegesnachrichten lesen [...]. Krank ist jeder, der noch denken, sprechen, streiten, schlafen kann, wissend dass andere, mit den eigenen Eingeweiden in den Händen [...] über Ackerschollen kriechen, um [...] wie ein Tier zu verenden [...]. Krank sind alle, die das Stöhnen, Knirschen, Heulen, Krachen, Bersten, – das Jammern, Fluchen und Verrecken überhören können [...]. Krank sind die Stumpfen, deren Seele nicht Mitleid [...] singt. [...] Ich krank? – Und die anderen, die über das Zersetzen, Zerfleischen, Zerstampfen ihrer Brüder, – über das langsame Verzappeln von Menschen im Stacheldrahte hinwegblättern können, wie über weisse Seiten, die sind gesund?»[2]

Für alle anderen – gerade auch für frontferne, aber nationalistische Schriftsteller – war der Krieg eine Chance zur Bewährung für den «richtigen Mann». Wer traumatisiert zusammenbrach, galt als verweichlicht, weibisch und hysterisch und wurde mit grausamen Methoden wiederhergestellt, um weiterzukämpfen.

Auch der individualistische Ire James Joyce (1882–1942) lebte ab 1915 in Zürich, da ihm in Triest die Internierung drohte. Hier arbeitete er an seinem später weltberühmten «Ulysses» weiter. Er kam kaum mit anderen Exilierten in Kontakt, schrieb für keine Exilzeitschrift und blieb mit seiner Familie weitgehend für sich. Ebenfalls keiner Gruppierung ist Stefan Zweig (1881–1942) zuzuordnen, der nachmalig erfolgreichste Schriftsteller, der im Ersten Weltkrieg in die Schweiz gelangte. Dies allerdings erst Ende 1917, nachdem er als österreichischer Staatsangehöriger im Wiener Kriegsarchiv Propagandatexte hergestellt hatte. Im Lauf des Kriegs kämpfte Zweig mit seinen inneren humanistischen Ansichten und dem Drang, kein verräterischer Bürger sein zu wollen. Seinem langjährigen französischen Freund Romain Rolland schrieb er, dass er die übernationalen Freundschaften während des Kriegs ruhen lassen müsse, um seinem Land zu dienen. Diese Aussage quittierte Rolland mit zornigem Tadel: «Ich verleugne meine Freunde nicht, wie Sie es tun. Da bedürfte es schon anderer Katastrophen, um meinen Geist und mein Herz zu ändern.»[3] Mit dem Verfassen von «Jeremias» (1917) machte Stefan Zweig diesen Zwiespalt öffentlich – das Drama zeigt den Propheten, der gegen das Unrecht aufbegehrt, vor der Gefahr warnt, aber nicht gehört wird. Das Theaterstück brachte Zweig eine Einladung des Zürcher Stadttheaters zur Aufführung ein. Diese Einladung führte zu seiner Beurlaubung vom Kriegsdienst. «Jeremias» wurde Ende Februar 1918 mit grossem Erfolg in Zürich uraufgeführt.

Warum gegen den Krieg schreiben?

Das Schreiben gegen den Krieg einte die Autorinnen und Autoren des Exils. Im Gegensatz zu den meisten in den kriegsbeteiligten Ländern zurückgebliebenen Schriftstellerinnen und Schriftstellern, die mit patriotischen Werken den Krieg intellektuell unterstützten, waren die Exilautoren ausnahmslos gegen den Krieg. Manche beschönigten später ihren Pazifismus etwas, indem sie behaupteten, schon im August 1914 Kriegsgegner gewesen zu sein, vielfach aber benötigten sie einige Zeit, um sich in dem sich anbahnenden Chaos zurechtzufinden. Allerdings verfiel keiner der besprochenen Autoren der Verführung, den Krieg zu verherrlichen oder Gräueltaten zu rechtfertigen. Keiner von ihnen lieferte seiner Nation eine Rechtfertigung, dieser Krieg sei mehr als ein Schlachten; keiner mochte ihm einen Sinn geben. Wer für Institutionen schrieb, machte

dies ohne grosse Emotionen oder er schwieg ganz. Wer nicht schweigen konnte, emigrierte. Denn ihre gegen den Krieg gerichtete Meinung konnten diese Künstler nur in der nicht am Krieg beteiligten Schweiz verlauten lassen, alle anderen Veröffentlichungsplattformen unterlagen der Zensur.

Zur Begründung der Kriegsgegnerschaft äusserten sich die meisten recht ähnlich: Wie konnte man schweigen, wenn Millionen von Leben vernichtet, Europa auf viele Jahre hinaus zerstört, Staatswesen ruiniert wurden? Darüber, wie die Welt nach der Beendigung des Kriegs auszusehen hätte, waren sie sich ganz und gar uneinig. Für die meisten war jedoch klar, dass die Welt der Monarchien, des Militarismus und des Kapitalismus nach dem Kriegsende keine Zukunft mehr haben würde. Diese Strukturen hatten sich durch den Krieg selbst um die Daseinsberechtigung gebracht.

Alle Exilanten hatten mit dem Stigma zu kämpfen, Vaterlandsverräter zu sein und den Gegner zu unterstützen, sei dies durch ihre Gegenrede zum Krieg oder gar durch die Kritik an der eigenen Nation. Dieser Vorwurf traf selbst die Unabhängigsten und sie waren bemüht, für sich und andere Erklärungen zu finden, warum sie eben nicht Verrat begingen. Sie verwiesen dabei auf die übergeordneten Ideale des Humanismus, darauf, dass sie doch alle Brüder seien. Zumeist war die Wahrheit für sie eine einfache: es starben Menschen. Die Opfer waren alle zu viel, und schliesslich sei nichts gewonnen. So sahen die emigrierten Intellektuellen nur eine tiefe Sinnlosigkeit in den vergeblichen Opfern, und sie sahen auch das Nahen einer zerrissenen, rohen und ungerechten Zukunft.

Vielfach benutzten sie Umdeutungen: sie fanden neue Wege, alte Begriffe zu definieren und so ihren Argumentarien anzupassen. Ein Meister im Hinterfragen und Umdeuten von Metaphern und kriegsverniedlichenden Euphemismen war Leonhard Frank. In seiner Novellensammlung «Der Mensch ist gut» (1917) macht er in drastischen expressionistischen Bildern klar, dass es einen «Altar des Vaterlandes» nicht gibt. Der Sohn eines seiner Protagonisten verendet nur elend im Schützengraben und kein «Gefallen auf dem Feld der Ehre» kann über seinen Verlust hinwegtrösten: «Und im Sommer 1916 bekam Robert die Nachricht, dass sein Sohn gefallen war. Auf dem Felde der Ehre. Eine Welt war erschlagen. [...] Ehre. Das war ein Wort und bestand aus vier Buchstaben. Vier Buchstaben, die zusammen eine Lüge bildeten von solch höllischer Macht, dass ein ganzes Volk an diese vier Buchstaben angespannt und von sich selbst in ungeheuerlichstes Leid hineingezogen hatte werden können. Das Feld der Ehre war nicht sichtbar, nicht vorstellbar, war Robert nicht begreifbar. Das war kein Feld, kein Acker, war keine Fläche, war nicht Nebel und nicht Luft. Es war das absolute Nichts.»[4]

Die propagandistischen Bemühungen der Kriegsparteien entlarvte Frank als «Betäubungsmittel gegen den Schmerz», Propaganda war für ihn einfach nur Lüge. Sie konnte dann überwunden werden, wenn die Menschen zusammenstehen und eine echte, eine liebende Gemeinschaft bilden würden. In dieser hätten Militarismus, Patriotismus, ja, nicht einmal Nationen mehr einen Platz.

Wo publizieren?

Für die emigrierten Autorinnen und Autoren war es schwierig, eine grosse Veröffentlichungsplattform zu finden. Zumeist waren sie darauf angewiesen, in kleinen Zeitschriften zu publizieren. Dies waren «Die Weissen Blätter», das «Zeit-Echo» oder «Die Friedens-Warte». Schweizerische Publikationsorgane wie «Wissen und Leben» oder die «Neue Zürcher Zeitung» gaben hin und wieder einem exilierten Autor die Gelegenheit, auf ihren Seiten zu veröffentlichen. So erschienen einzelne Novellen von Leonhard Frank und Andreas Latzko in der «Neuen Zürcher Zeitung». Zudem existierte seit 1908 der Zürcher Verlag Rascher u. Co., der einige der später bekanntesten Antikriegsbücher auflegte. Als eines seiner ersten Bücher gab Rascher 1909 die Gedichte seines Freundes, des Psychiaters, Sozialisten und expressionistischen Schriftstellers Charlot Strasser heraus. Er veröffentlichte auch die aufsehenerregende Rede «Unser Schweizer Standpunkt» Carl Spittelers, mit der dieser im Dezember 1914 zur Einigkeit innerhalb der Schweiz mahnte. Rascher war ein Förderer und häufig Erstverleger von Schweizer Schriftstellern wie Robert Walser, Maria Waser, Max Pulver oder C. G. Jung. Sein Verlagsprogramm umfasste zudem pazifistische Schriften. Da der Verlag einen Sitz in Leipzig hatte, wurden seine als radikal angesehenen Bücher von deutschen Behörden verboten. Aus

diesem Grund gründete Max Rascher einen zweiten Verlag, der nur in der Schweiz produzierte und so den deutschen Behörden nicht unterstellt war. In der 1917 eingetragenen Firma «Max Rascher Verlag AG» wurden nun die brisantesten Titel herausgegeben. Das erste Buch war Latzkos «Menschen im Krieg»: ein unmittelbarer Grosserfolg. In den ersten zwei Monaten wurden 8000 Exemplare verkauft. Weitere Rascher-Bücher waren Franks «Der Mensch ist gut» sowie A. H. Frieds «Kriegstagebücher» (1919), Yvan Golls «Requiem für die Toten Europas» (1917), Albert Ehrensteins «Den ermordeten Brüdern» (1919), Romain Rollands «Den hingeschlachteten Völkern» (1918) oder Pierre Jean Jouves Gedichtband «Ihr seid Menschen» (1915). Kurz: Max Raschers Verlag war der wichtigste Unterstützer der in Zürich entstehenden Emigrantenliteratur im Ersten Weltkrieg.

Eine weitere, kleine Plattform bot der «Lesezirkel Hottingen», der einige Lesungen von Exilierten anbot. Besonders bekannt wurden jene Abende, an denen Autoren über einen Schriftsteller des anderen Lagers sprachen oder gar Autoren verfeindeter Staaten gemeinsam auftraten und miteinander zur Versöhnung aufriefen, so wie dies Stefan Zweig und Pierre Jean Jouve im Dezember 1917 taten.

Zürich und die Zürcher in den Augen der Emigranten

Leonhard Frank erinnerte sich in seiner Autobiografie an das Zürich der Kriegszeit: «Im blitzsauberen Zürich schien selbst in der Luft etwas zu sein, das es in Deutschland nicht gab, die Menschen in den Strassen hatte eine andere Haltung und blickten anders, und der Gesichtsausdruck war ruhig. Es schien als hielten sie das Grundrecht, zu leben und zu sein, wie sie waren, für eine Selbstverständlichkeit. War es Freiheit? [...] Jedenfalls schienen hier, in der demokratischen Schweiz, die Menschen freier zu atmen.»[5] Vielfach ist in später erscheinenden Erinnerungen Zürich geradezu weichgezeichnet – geprägt vielleicht auch durch die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs. Eine Welt von gestern, wie Stefan Zweig die versunkene Welt vor den Weltkriegen später treffend nannte.

In Tagebüchern und anderen privaten Aufzeichnungen kam Zürich im Weltkrieg von 1914–1918 nicht immer so glänzend weg. Da ist von engstirnigen Schweizern die Rede, von Schiebereien und von auf den eigenen Vorteil bedachten, kleingeistigen Einwohnern mit wenig Verständnis für die grosse Weltlage oder gar das Leiden der Welt. Die wenigsten Exilanten hatten neben dem Alltag nahen Kontakt mit Schweizerinnen und Schweizern, geschweige denn, dass sie sich an schweizerischen Gegebenheiten beteiligten. Zumeist empfanden sie die Sorgen der Schweizer als lächerlich angesichts des Weltmordens. Es entstanden aber einige Freundschaften auf individueller Basis: so war die Künstlerin Sophie Täuber (1889–1943) Teil des Dada-Kreises, sie unterstützte ihren späteren Ehemann Jean Arp mit ihrem Verdienst als Lehrerin an der Zürcher Kunsthandwerkschule. An Dada-Abenden tanzte sie zu Gedichten, unterschrieb das Dada-Manifest und schuf die bekannten Dada-Köpfe. Mit ihren 1916 geschaffenen, vollständig ungegenständlichen Bildern gehörte sie zu den ersten Künstlern überhaupt, die konstruktive Gemälde schufen. Auch der blutjunge Autor Friedrich Glauser (1896–1938) wurde ab 1917 im Kreis der Dadaisten gesehen.

Der Zürcher Psychiater und Schriftsteller Charlot Strasser bot zusammen mit seiner Frau Vera Strasser-Eppelbaum emigrierten – desgleichen einheimischen – Künstlern ein offenes Haus. Er verschaffte dem emigrierten Albert Ehrenstein (1886–1950) die Stelle als Sekretär in seinem sozialistisch orientierten «Verein für Individualpsychologie». Albert Ehrenstein gilt als einer der Wegbereiter des literarischen Expressionismus, wie Stefan Zweig war er beim Kriegsbeginn im Wiener Kriegsarchiv tätig, im Dezember 1916 reiste er in die Schweiz aus. Er beteiligte sich an Anlässen des Dada-Kreises, veröffentlichte kriegsgegnerische Gedichte in den «Weissen Blättern» und im «Zeit-Echo». Vera Strasser war Psychoanalytikerin und stellte etwa dem emigrierten Dadaisten Richard Huelsenbeck ein Attest aus, das ihn vom Militärdienst befreite.

Emigrieren

Es ist nicht immer einfach, die Wege der Exilantinnen und Exilanten nach Zürich nachzuvollziehen. Die ordentliche Anmeldung bei den Behörden fand oft nicht zeitgleich mit der Wohnsitznahme statt. So wohnte das Ehepaar Rubiner wohl ab Mai 1915 an

der Hadlaubstrasse 11 in Zürich; die offizielle Anmeldung ist im Oktober 1915 verzeichnet.

Der österreichisch-ungarische Offizier Andreas Latzko gelangte nach seinem Kriegsdienst als Verwundeter zur Kur nach Davos. Sein Pass vermerkte, er sei todkrank. Die Pflege in der Schweiz von kriegsdienstuntauglichen, seelisch und/oder körperlich Verwundeten war durch sorgfältig austarierte Abkommen erreicht worden. Nach seiner Genesung zog Latzko im Dezember 1917 nach Zürich. Ihn begleiteten seine Frau Paula und deren Sohn Paul.

Der Weg von Leonhard Frank nach Zürich ist ebenfalls nachvollziehbar. Er reiste im Juni 1915 aus München zunächst ins «Sanatorium Bellevue» in Kreuzlingen, denn er wäre kriegstauglich gewesen und wollte sich hier absichern. Danach lebten er und seine Frau Lisa in Zürich, in stets wechselnden Unterkünften. Frank trat zwei weitere Male ins Sanatorium ein, nach dem dritten Aufenthalt erhielt er ein Attest, das ihn dauerhaft vom Kriegsdienst befreite. Dieses ermöglichte ihm die offizielle Anmeldung in Zürich im Januar 1917. Aufgrund seiner Armut wurde das Paar von verschiedenen Freunden und Sympathisanten finanziell unterstützt. Später traf mit dem Erfolg der Novellensammlung «Der Mensch ist gut» und dem Verkauf der Rechte von zwei anderen Werken die ersehnte finanzielle Stabilisierung ein. Sie erlaubte gar den Kauf eines Hauses an der Zeppelinstrasse 34.

Ebenfalls über das Kreuzlinger «Sanatorium Bellevue» führte Mitte September 1915 René Schickeles Weg in die Schweizer Emigration. Der Arztbericht über seine Verfassung war wohl kein Gefälligkeitsgutachten, das ihn vom Kriegsdienst befreien sollte. Die Ärzte diagnostizierten schwere Angstzustände verbunden mit Depressionen. Doch war Schickele jetzt frei zu reisen. Ab Dezember 1915 wohnte er in Zürich bei seiner Geliebten, Weihnachten verbrachte er in Berlin bei seiner Familie. Später zog die ganze Familie in den Thurgau und von da nach Bern. Da Schickele dort Verbindungen mit dem Leiter der deutschen Kulturpropaganda, Harry Graf Kessler, hatte und gar im gleichen Haus wohnte, wurde ihm nachgesagt, ein Spion zu sein. Einige andere Emigranten begegneten ihm nun mit Misstrauen. «Die Weissen Blätter» fanden bei Max Rascher in Zürich einen Verleger, die Aprilnummer 1916 erschien im Exil, daraufhin wurde die Zeitschrift in Deutschland verboten.

Der pazifistische Publizist Richard Grelling (1853–1929) wohnte seit dem Sommer 1915 in Zürich an der Bellerivestrasse 7/8. Er erhielt die definitive Aufenthaltsbewilligung Ende 1917. Für die Toleranzbewilligung hatte er die enorme Summe von 3000 Franken zu bezahlen. Sein Buch «J'accuse!» (1915) erweckte grosses Aufsehen. Der noch bekanntere Pazifist A. H. Fried emigrierte wegen der «Friedens-Warte» ebenfalls in die Schweiz. Mit seinem legalen Umzug – die österreichisch-ungarischen Behörden stellten ihm im Januar 1915 einen Reisepass aus – von Wien nach Zürich verlagerte er seine Zeitschrift, um sie der Zensur zu entziehen. Sie erschien danach bis Ende 1919 beim Zürcher Verlag Orell Füssli.

Alltagssorgen

Die eingeschränkten Veröffentlichungsmöglichkeiten hatten zur Folge, dass die meisten der erwähnten Autoren hart am Existenzminimum, wenn nicht darunter, lebten und auf Freundlichkeiten von ehemaligen Verlegern, Mäzenen und Freunden angewiesen waren. Nur wenige konnten von ihren Bucheinnahmen der Vorkriegszeit leben oder auf eigenes Vermögen zurückgreifen. Die meisten hier genannten Exilanten in Zürich standen zudem eher am Anfang ihrer Karriere.

Aber es war allen Schreibenden wichtig, dass sie in ihrem Heimatland gelesen würden, und sie versuchten, ihre Texte nach Hause zu senden und dort bekannt zu machen. So gelangten einige Exemplare von Leonhard Franks «Der Mensch ist gut» auf abenteuerliche Weise nach Deutschland. Selbst wenn einige Bücher zu grossem Ruhm kamen, hiess das aber nicht, dass die Autorinnen und Autoren deswegen entsprechende finanzielle Gewinne erzielten. Wer nicht schon vor dem Krieg ein finanzielles Polster hatte, lebte im Schweizer Exil meist prekär. Die Verdienstmöglichkeiten waren gering, Veröffentlichungen brachten meist keine unmittelbaren Erfolge, weil sie dem breiten Geschmack nicht entsprachen. Oft konnten Artikel nur in kleinsten Zeitschriften publiziert werden, die wenig bis kein Geld abwarfen. So waren neben der geistigen und schriftstellerischen Tätigkeit die meisten Exilanten gezwungen, für den Alltag Geld zu besorgen. Dies taten zum Beispiel Ball und Hennings mit Aushilfs-

arbeiten; sie hielten sich mit Varietéauftritten oder kleinen Fabrikationsarbeiten – und im Fall Hennigs vermutlich mit Prostitution – über Wasser. Sie wurden zudem vom Zürcher Armenarzt und Sozialisten Fritz Brupbacher unterstützt. Auch Leonhard Frank erhielt von verschiedenen Seiten Hilfe, bis er finanziell abgesichert war. Danach war er es, der anderen Emigranten unter die Arme griff. James Joyce kam in seiner Zürcher Zeit in Kontakt mit der feministischen Verlegerin Harriet Shaw Weaver, die ihn und seine Familie während der nächsten zwei Dutzend Jahre finanziell unterstützte.

Andere wiederum konnten auf ein vor dem Krieg angehäuftes Vermögen zurückgreifen, über das entweder sie oder ihre Familien verfügten. So war beispielsweise Stefan Zweig immer gut versorgt, ebenso wird dies von Andreas Latzko oder dem Ehepaar Rubiner angenommen. A. H. Fried steckte sein gesamtes Vermögen, das im Wesentlichen aus der Prämie des Friedensnobelpreises 1911 stammte, in seine Zeitschrift.

Zum Alltag gehörten auch Behördengänge. Die Grenzen zur Schweiz waren durchlässig, eine Niederlassung in Zürich war praktisch ohne Hindernisse möglich. Dennoch mussten Pässe deponiert und Gebühren gezahlt werden. Seit vielen Jahren hatte sich die Schweiz als Emigrations- oder mindestens Transitland für Auswanderungswillige etabliert. In der Vorkriegszeit lebten 200 632 Einwohner in Zürich, davon waren 66 978 Ausländer, die meisten davon aus dem Deutschen Reich.

Während des Ersten Weltkriegs verschärfte die Schweiz zunehmend ihre Politik. 1915 wurden verstärkte Kontrollen an den Grenzen eingeführt, was aber keinen nennenswerten Einfluss auf die Einwanderung hatte. Gerade Deserteure oder «Refraktäre» (Kriegsdienstverweigerer) fanden zunächst weiterhin problemlos Aufnahme in der Schweiz. Erst ab November 1917 mussten Ausländer ein Visum vorweisen und sich bei den Behörden ordentlich anmelden; ab dann galt zudem eine Meldepflicht der Wohnungs- und Arbeitgeber. Ein Visum bekam man nur durch Vorweisen eines gültigen Passes; der Bundesrat erlaubte allerdings für Personen ohne Pass eine sogenannte Toleranzbewilligung.

Viele der besprochenen Exilanten wurden von den Behörden beobachtet, sei es, weil sie denunziert wurden oder durch ihre öffentliche (publizistische) Tätigkeit auffielen. Einige gerieten gar wegen innenpolitischer Händel ins Blickfeld der Behörden. Dazu gehörte Ludwig Rubiner, der einer der Aufwiegler der sogenannten Novemberunruhen 1917 in Zürich gewesen sein soll. Die Schweizer Zeitung «Die Forderung» war als Agitationsorgan ausgemacht worden und in ihrem Gründungsprotokoll fand sich der Name von Frida Rubiner. Eine Untersuchung der Schweizer Behörden konnte dem Ehepaar Rubiner jedoch keine illegalen Taten nachweisen. Trotzdem finden sich im Schweizerischen Bundesarchiv weitere Überwachungsprotokolle und Denunziationsschreiben. Demnach hatte eine Denunziantin verdächtige Beobachtungen über Frida Rubiner gemacht: «Dass sie als Auslaenderin, die keinen Beruf ausuebt, so viel reisen muss, scheint mir auch merkwuerdig. Sie ist Juristin, hat in Deutschland studiert und spricht sehr gut Deutsch, obschon mit einem fremden Accent, aus welchem man die Russin sofort erkennt. Was nun ihren Gemahl anbelangt, so ist es nicht erwiesen, dass er diesen Titel in Wirklichkeit tragt [sic]. Sie teilen das Schlafzimmer nicht und die Art, wie sie mit einander vor mir verkehrten, war fuer Eheleute merkwuerdig kuehl.»[6]

Solche Briefe wurden von den Behörden aufbewahrt und zogen weitere Untersuchungen nach sich. Dabei stellte man zu Frida Rubiner fest: «Die Dame hat antimilitaristische Anschauungen. Sie sprach abschaetzig ueber die juengsten Aufgebote und nennt das Militaerwesen in der Schweiz einen Unsinn.»[7]

Gerade Ausländerinnen und Ausländer russischer Herkunft wurden pauschal als Gefahr angesehen, weil angenommen wurde, sie könnten einen bolschewistischen Umsturz planen – bei Frida Rubiner war dies nicht einmal falsch. Sie war eine glühende Anhängerin Lenins und widmete sich nach dem Krieg – und nach dem Tod ihres Manns 1920 – vollständig der kommunistischen Bewegung. Allerdings nicht in der Schweiz, sondern in Sowjetrussland.

Weitere Beobachtungen von Exilanten durch Zürcher Behörden zeigen, wie man vorging: Informationen wurden nicht nur mithilfe von Denunziationsschreiben gesammelt, es wurden auch Personen, die im Umfeld der Verdächtigten lebten, befragt, so beispielsweise der Postbote der Rubiners, Nachbarn der Familie Latzko oder der Hausabwart des Paars Ball-Hennings. Über das Privatleben der

Letzteren gibt ein Bericht der Stadtpolizei Auskunft. Er listet auf, welche Verfehlungen sich das als «gefährliche Ausländer» geführte Paar (angeblich) hatte zu Schulden kommen lassen: «Hugo Ball ist vom Bezirksgericht Zürich, wegen wiederholtem wissentlichen Gebrauchs eines auf einen andern Namen lautenden Ausweispapieres zu einer Woche Gefängnis verurteilt worden. Er lebte damals mit Frau Hennings, Emmy, [...] Schriftstellerin und Tingel-Tangelsängerin [...] an der Schoffelgasse 5, in Concubinat. Nach den Beobachtungen des Hausmeisters [...] lebten sie aus den Einkünften der Unzucht Hennings, welche Ball begünstigte. Das Concubinatspaar lebte, weil niemand arbeitete, in grosser Armut. Zwischen Ball und der Hennings spielten sich nächtliche Streit ab, bei welchen Ball die Hennings schlug. Bei einem solchen Streit nach Mitternacht am 20. Sept. 1915 machte die Hennings einen Selbstmordversuch, indem sie sich mit der Schere die Schlagader am Arme öffnete. Sie begab sich aber bald in ärztliche Behandlung und nahm keinen Nachteil. Den Grund dieser Vorkommnisse konnte man nicht erfahren, die beiden waren vorher wie nachher einig und verrieten sich nicht. Die Leute im Hause schlossen aus diesem Kesseltreiben, dass die Beiden durch ein Verbrechen miteinander verkettet seien. Ball brachte damals zu seiner Entschuldigung vor, die Hennings sei eine Morphinistin.»[8]

... zum Schluss

Die Zeit in Zürich war für die allermeisten Emigranten eine kurze. Sie liessen sich dort nieder, weil sie daheim nicht frei schreiben konnten und nicht schweigen wollten. Keiner der nach Zürich emigrierten Schriftsteller konnte sich dem den Krieg erklärenden und ihm einen Sinn gebenden Schreiben anderer Autoren anschliessen. Alle suchten in der Schweiz einen Weg, ihre zu Beginn geradezu ketzerischen Gedanken gegen den Krieg zu veröffentlichen. Sie konnten den Krieg nicht als etwas Erhebendes sehen: für sie war er nichts weniger als «ein mit Absicht und vollem Bewusstsein herbeigeführtes Verbrechen».[9] Ihr Leben drehte sich um die Schrecken des Kriegs, sie litten an ihrem Aussenseiterdasein und konnten nicht einsehen, warum ihre Stimmen – so logisch, so human! – nicht gehört wurden. Sie setzten alle ihre Kräfte für den Kampf gegen den übermächtigen Gegner ein. Sie alle kehrten nach dem Krieg nach Hause zurück, alle wollten sie zu Hause mithelfen, eine Gesellschaft aufzubauen, die dieses Mal menschlich, egalitär, gerecht sein sollte. Es ergaben sich deswegen auch keine engen, langlebigen Kontakte mit Zürchern. Es ist tragisch, dass die meisten dieser Schriftstellerinnen und Schriftsteller im nächsten Weltkrieg erneut mindestens vorübergehend Zuflucht in der Schweiz suchen mussten. Jeremias hatte erneut vergeblich gewarnt. Erneut hatte die Welt nicht auf seine Mahnungen gehört.

Anmerkungen

1 Fried, Alfred H.: Die Desinfizierung der Gehirne, in: Friedens-Warte, Juli/August (1918), S. 188. Allgemein Billeter, Nicole: «Worte machen gegen die Schändung des Geistes!» Kriegsansichten von Literaten in der Schweizer Emigration 1914/1918 (Geist und Werk der Zeiten 99), Bern 2005.

2 Latzko, Andreas: Der Kamerad, in: Ders.: Menschen im Krieg, Zürich 1918, S. 132–134.

3 Romain Rolland an Stefan Zweig, 29. 9. 1914, in: Schwarze, Waltraud (Hg.): Romain Rolland, Stefan Zweig: Briefwechsel 1910–1940, Bd. 1, Berlin 1987, S. 70.

4 Frank, Leonhard: Der Vater, in: Ders.: Der Mensch ist gut, Zürich 1918, S. 9 f.

5 Frank, Leonhard: Links, wo das Herz ist, München 1963, S. 123 f.

6 Bundesarchiv Bern (BAR), E 21/10884, Schreiben eines Detektives an das Polizeikommando Zürich, 24. 11. 1918.

7 Ebd.

8 BAR, E 27/1377, Bericht der Stadtpolizei Zürich an das Criminalcommissariat in Zürich, 2. 7. 1919.

9 Fried, Alfred H.: Aus meinem Kriegstagebuch, in: Blätter für zwischenstaatliche Organisation [Die Friedens-Warte], November/Dezember (1915), S. 338.